



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Verfasser des Aufrufs: "An mein Volk".

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk“.

Theodor Gottlieb v. Hippel. Ein Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Feier der Erhebung Preußens, herausgegeben von Dr. Theodor Bach. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1863. 286 S.

Der 17. März 1813, der Tag des Aufrufs „An mein Volk“, bezeichnet den Anfang des dritten und letzten Actes in dem weltgeschichtlichen Schauspiel der Erhebung des Preußenvolkes gegen die französische Fremdherrschaft. Was York in großer Stunde begonnen, Stein und die übrigen „Ideologen“*) zum größern Theil ohne, ja halb oder ganz gegen den Willen des Königs und nur in einigen Punkten mit dessen ausdrücklicher Zustimmung weiter gefördert, wird jetzt von Friedrich Wilhelm, dem Zauderer, dem Gegner aller ungewöhnlichen Entschlüsse, dem Politiker, der nur die Schwierigkeiten, nicht die Vortheile der Situation sieht, endlich nothgedrungen anerkannt. Er überwindet sich, den Volkskrieg zu verkündigen. Er tritt aus seiner Reserve hervor und an die Spitze der Bewegung. Er scheidet von dem hergebrachten diplomatischen Usus ab. Er zieht den Degen — zum ersten Mal nicht als König von Preußen, sondern als König der Preußen.

Schon in sofern ist die vorliegende Schrift in hohem Grade geeignet, unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Zugleich aber führt sie uns in dem Urheber jener in doppeltem Sinne königlichen Proclamation einen Mann vor, der auch in andern Beziehungen sich als Mitarbeiter an dem Befreiungswerke wohlverdient gemacht hat, dann aber ohne sein Verschulden so in Vergessenheit gerieth, daß eine Zeit lang sogar darüber gestritten werden konnte, ob der Aufruf aus seiner Feder geflossen oder von Stägemann oder gar von dem vaterlandlosen Philosophen Schopenhauer verfaßt worden. Und endlich läßt sie uns auch in die Seelen anderer bedeutender Charaktere dieser gewaltigen Zeit der

*) Bekanntlich ein Ausdruck Napoleons. Friedrich Wilhelm nannte sie später, in seine nüchternere enge Natur zurückgekehrt, „Jacobiner“ und beklagte es, genöthigt gewesen zu sein, mit ihnen denselben Weg zu gehen.

Morgenröthe Deutschlands und in das ganze Getriebe derselben lehrreiche Blicke thun.

Es ist wahr, Hippel ist kein Genius ersten Ranges. Seine politischen Ansichten entsprechen häufig nicht den unsern. Aber er war im Großen und Ganzen ein Staatsmann hellen und weiten Blicks, von umfassender Bildung, ein warmer Patriot, ein eifriger und aufopfernder Förderer der Pläne, welche Preußen und damit ganz Deutschland die Bahnen selbständiger Entwicklung wieder eröffneten, und so empfindet auch d. Bl. die Pflicht, ihn aus der halben Vergessenheit, in die er dem größern Publicum verfallen, herauszuheben und ihm die gebührende Stelle unter den vielen tüchtigen Männern, die Ostpreußen damals hervorbrachte, und im Andenken seiner Nation anzuweisen.

Hippel wurde am 13. December 1775 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Gotthard Friedrich Hippel Prediger war, und empfing in der Taufe die Namen seines Oheims, des bekannten Humoristen, Theodor Gottlieb, der ihm nachher ein zweiter Vater werden sollte. In seinem elften oder zwölften Jahre wurde er von diesem nach Königsberg gezogen, um dort die Bildung zu erhalten, zu der gerade damals die ostpreußische Hauptstadt vortreffliche Mittel bot. Hier gab es gute Unterrichtsanstalten, namentlich die reformirte Schule unter dem sehr tüchtigen Rector Wannowski, hier lehrte Kant, und hier bildete Kraus als Professor der Staatswissenschaften jene Staatsmänner aus, welche später die Haupttheilnehmer am Befreiungswerke wurden. Hier schloß der Knabe ein Freundschaftsbündniß mit G. L. A. Hoffmann, welches ihn poetisch anregte und bis zum Tode des Letzteren erhalten blieb.

Auf der Universität widmete sich Hippel der Jurisprudenz, trieb aber zugleich allerhand Humaniora und nahm fleißig an den Lesestunden theil, welche der Oheim eingerichtet hatte, und in denen unter dessen Vorsitz verschiedene Schriftsteller, namentlich Lessings Dramen, durchgegangen wurden. Im Juni 1795 siedelte er nach Marienwerder über, wo er sich auf das Referendar-Examen vorbereitete und nebenher — nach der Meinung des gestrengen und sehr ökonomischen Oheims zu stark — den Freuden der Geselligkeit lebte. Am 23. April des nächsten Jahres starb der Oheim, und dieses Ereigniß wurde ein entscheidender Wendepunkt für das äußere und innere Leben Hippels, der sich als Haupterbe des Verstorbenen jetzt in den Besitz eines Vermögens von nahezu hunderttausend Thalern gesetzt sah, mit denen von den Testamentsvollstreckern die leistungsfähigen Güter bei Marienwerder gekauft wurden. Indes hatte Hippel an diesem Erbtheil nur sehr wenig Freude. Er war nicht zum Dekonomen geschaffen, außerdem waren die Kriegsjahre nicht dazu angethan, die Güterbesitzer dieser Gegend bei Wohlstand zu erhalten, und so gingen die Güter allmählig ihrem gänzlichen Verfall und endlich dem Verkauf entgegen. Sie gaben Hippel bis zur völligen Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse eine angefehene

Stellung unter den Nachbarn und gewährten ihm die Mittel zu außerordentlichen patriotischen Opfern, waren ihm aber nie ein ruhiges Asyl zur Erholung nach Anstrengungen und Kränkungen im öffentlichen Dienste, sondern immer eine Quelle von Verdruß, Sorgen und Verlegenheiten.

Im Mai 1796 empfand Hippel zum ersten Mal das Gewicht selbständiger und verantwortlicher Amtsthätigkeit, indem er den Auftrag erhielt, als königlicher Commissarius von einem Theile des bialystocker Departements Besitz zu nehmen. Er vollzog denselben zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, verfiel aber um diese Zeit in einen Zustand der Unruhe, der Blasirtheit und des Welt Schmerzes, eine Art Faust-Stimmung, die ihn die schwermüthigsten Briefe an Hoffmann schreiben und sogar an den Austritt aus dem Staatsdienst denken ließ. Indes wurde er durch den Präsidenten v. Schrötter zum Bleiben bestimmt, da er aus dem Gespräch mit diesem die Hoffnung schöpfte, bald eine einflußreiche Stellung zu erhalten. Im Anfang des Jahres 1798 verheiratete er sich mit Jeannette v. Gruszezynski, und, jetzt innerlich beruhigt und geklärt, wirkte er von Neuem mit Lust und Eifer im Kreise der ihm angewiesenen Thätigkeit, und mehr und mehr entfalteten sich nun die ihm verliehenen edlen Kräfte zum Besten seiner Umgebung und allmählig des gesammten Vaterlandes.

Zunächst war er, der als Student bei Kraus dieselben volkswirthschaftlichen Grundsätze eingefogen, wie Schön, Schrötter und Auerswald, die von 1807 an so eifrig an der Bildung eines tüchtigen preussischen Bauernstandes arbeiteten, unter seinen Standesgenossen vorzüglich für Aufhebung der Erbunterthänigkeit thätig. 1799 nahm er die ihm angetragnen Aemter eines Landraths des nichelauschen und eines Kreisjustizrathes des marienwerderschen Kreises an. Im Jahre darauf bestand er die große Prüfung in Berlin, worauf ihm der Minister v. Schrötter Sitz und Stimme in der Kriegs- und Domänenkammer zu Marienwerder einräumte. Hier gefiel er sich jetzt weit besser als früher, wo ihm die Stadt als „elendes fatales Nest“, als „Perückenstocksnarrenest“ erschienen war. Seine Vorgesetzten und Collegen waren meist tüchtige Staatsmänner aus der königsberger Schule und unterschieden sich wesentlich von jenen alten Herren mit den langen Westenschößen, die uns Perg im ersten Theil von Steins Leben schildert, und unter denen wissenschaftliche Bildung eine Seltenheit und Theilnahme an der Literatur als Crimen angesehen war, so daß ein Candidat, der die Frage, ob Beschäftigung mit den Wissenschaften für den Beamtenstand passend sei, bedingt bejaht hatte, seine Arbeit mit dem Bemerkten zurückerhielt, daß solche Meinungen ganz unstatthaft seien. Man erwies Hippel hier besonderes Vertrauen, ertheilte ihm ehrenvolle Aufträge und fand in ihm einen Mitarbeiter von gesundem praktischen Blick, der nach verschiedenen Seiten hin Reformen anregte, welche wo nicht jetzt, doch später ins Leben traten.

1804 gab Hippel den Landrathsposten auf, um sich ganz seiner Wirthschaft zu widmen. In den Mußestunden setzte er seine humanistischen und politischen Studien fort und brachte zugleich manche seiner Gedanken und Beobachtungen zu Papier. So eine staatswirthschaftliche Betrachtung über das Gesetz wegen Einziehung der Bauernhöfe. So ferner Vorschläge zur Ausgleichung des Streitens der Stände. So seine Ansichten vom Einfluß der großen Städte auf das staatswirthschaftliche Element in der Gesetzgebung, die, in unsrer Schrift mitgetheilt, eine Fülle von reformatorischen Gedanken zeigen. So endlich einen Plan zu Reformen im Militärwesen, in Bezug auf welches sich ihm später ein bedeutender Wirkungskreis eröffnen sollte. Manche der hier verzeichneten Gedanken sind jetzt allgemein durchgeführt, andere, wie die Wahl eines Theils der Offiziere durch die Soldaten, sind noch fromme Wünsche, wieder über andere ist die Zeit schon hinausgeeilt. Sehr interessant aber ist, zu sehen, wie in reformatorisch und organisatorisch angelegten Zeiten wohlmeinende und denkende Männer auf verschiedenen Wegen und ohne sich anfangs zu kennen, zu wesentlich gleichen Zielen gelangen, sich endlich finden und nun gemeinsam durch Wort und That das für wahr Erkante zum Gemeingut Aller machen.

So kam das Unglücksjahr von 1806 heran. Die Kriegsrüstungen Preußens hatten Hippel nach Berlin geführt. Mit schwerem Herzen, das kommende Unheil ahnend, kehrte er von dort zurück. Eine gewaltige Krisis schien ihm unvermeidlich, und da sie herannahte, verfaßte er einen Aufruf an die deutsche Jugend, der ungefähr das enthielt, was das Jahr 1813 forderte und ausführte. „Das Manuscript,“ so erzählt er, „das Beste, was je aus dem Innersten meiner Seele durch die Feder in Worte gekleidet worden, ging Ende September nach Berlin und fand dort bei einigen Freunden große Theilnahme. Mit der Zeitung über die Schlacht bei Auerstädt kam mein Manuscript zurück, weil kein Buchhändler palmifirt sein wollte. Ich vergrub es in einer abgelegenen Gegend des Forstes in einem Blechkasten und fand es verwittert und unleserlich wieder.“

Die Katastrophe trat ein. Rasch drang Napoleon bis zur Weichsel vor, und Hippel betheiligte sich lebhaft an den Versuchen, den Widerstand gegen ihn zu organisiren. Er reichte dem Cabinetsrath Beyme einen Plan zur Errichtung einer Bürgermiliz ein, die unter dem Vorwande der Nothwendigkeit einer bewaffneten Polizei im Rücken des Feindes vor sich gehen sollte, aber von jenem als unausführbar abgelehnt wurde. Er half Gutes und Schlechtes zur Abwendung der französischen Requisitionen beschließen und wußte im Verein mit Dohna und Delrichs wiederholt Maßregeln durchzusetzen, die den Franzosen Verlegenheiten brachten und die Landschaft, für die er wirkte, vor Verlusten bewahrten. Seine eignen Verluste waren groß und zwar um so größer, als

sein Patriotismus ihn Manches wagen und opfern ließ, was Andere nicht wagten und opferten.

Auf die Zeit des Falles folgten die Jahre der Reformen, welche die Wiedererhebung Preußens vorbereiteten. Der allgemeinen Aufregung gegen Napoleon im Jahre 1809 blieb Hippel nicht fern, und da er einen allgemeinen Losbruch gegen die Franzosen für unvermeidlich hielt, so rüstete er sich und zwölf seiner Leute aus, um als Reiter sich am Kampfe zu betheiligen. Der Tugendbund und die Werbungen für die Beibehaltung des Ministeriums Stein gingen an ihm vorüber, da er für „dem damaligen Ultra-Liberalismus nicht geneigt“ galt. In der That sah er einige der steinschen Einrichtungen für verfrüht an, auch tadelte er Steins Leidenschaftlichkeit. Indes betrachtete er ihn andererseits als „Retter seines Vaterlandes“, als „hellsehenden heroischen Staatsmann“, als „einen deutschhümlischen, reichsunmittelbaren und reichsfreiherrlichen Mirabeau, doch ohne des Franzosen Gottlosigkeit und Geschliffenheit“, und arbeitete für ihn ein ganzes Heft politischer Denkschriften aus, von denen eine (S. 117 bis 122 unsrer Schrift mitgetheilt) eine Repräsentativ-Verfassung mit legislativer Befugniß der Abgeordneten befürwortete, die jedoch nicht an ihre Adresse gelangten, da Stein zu früh seine Entlassung erhielt.

1809 machte Hippel durch Dohnas Vermittelung die Bekanntschaft von Altenstein, Humboldt, Scharnhorst und Krauseneck, und wahrscheinlich trat er damals auch Hardenberg näher, welcher in dieser Zeit in der Zurückgezogenheit zu Marienwerder lebte. In jenen Tagen übersandte er ferner dem Minister Dohna einen anonymen Aufsatz über eine gründliche Reform des landschaftlichen Credit-systems, der jenem so wohl gefiel, daß er ihn den preußischen Landschaften zur Beachtung mittheilte.

Der König hatte sich allmählig überzeugt, daß Altenstein nicht der rechte Minister für das Land sei. Hardenberg übernahm die Leitung der Geschäfte. Seine Ernennung wurde von den Patrioten mit Freude begrüßt, seine Finanzpläne dagegen, sein neues Abgabensystem, welches die Grundsteuerbefreiungen abschaffte, erregten in weiten Kreisen große Mißstimmung. Hippel unternahm es, der letztern Worte zu geben. Im December 1810 sendete er dem Staatskanzler einen anonymen Aufsatz ein, in welchem er den Grundsatz aufstellte, daß Hardenbergs System „zwar theoretisch richtig, aber nur einem Volke angemessen sei, das politisch frei sei und sich im Wohlstande, nicht einem, das sich im Elende befände und an solchen Kriegswunden blutete wie Preußen.“ Er führte weiter aus, „daß indirecte Steuern dem Geiste des Landvolkes in Preußen, vornehmlich aber in seiner Heimathsprövinz ganz entgegen seien und die nachtheiligste Stimmung erzeugen würden.“ Endlich sprach er sich unverhohlen dahin aus, daß statt Wahl- und Schlachtsteuer des platten Landes keine andere Abgabe übrig bleiben werde als eine Personen- oder Classensteuer.

Wie richtig er geurtheilt, zeigt der spätere Verlauf der preussischen Gesetzgebung.

Im Februar 1811 ging Hippel, damals Landschaftsdirector mit andern ritterschaftlichen Vertretern der Provinz Westpreußen zu der Versammlung der Stände ab, welche vom Staatskanzler nach Berlin berufen worden war, um über die neue Steuerverfassung gehört zu werden. Hier war er rastlos bemüht, Hardenberg über die wahren Bedürfnisse des Landes aufzuklären. Er schloß sich dabei keiner bestimmten Parteirichtung an, hielt sich vielmehr von den Aristokraten wie von den Liberalen gleich fern oder näherte sich ihnen nur, um zu vermitteln. Lebhaft bekämpfte er die Agrargesetzgebung und den Verkauf der Domänen und Kirchengüter; nachdem diese Gesetze aber am 14. September publicirt worden, hielt er es für Pflicht, sie gegen die widerstrebende Partei in Schutz zu nehmen. Zu derselben Zeit überreichte er dem König einen politischen Katechismus, in dem er die Pflichten eines guten Bürgers in Fragen und Antworten zusammengefaßt hatte, und nach welchem er die Schulkinder entweder beim Verlassen der Schule oder nach der Einsegnung auf feierliche Weise examinirt haben wollte — ein Gedanke, welcher vom König öffentlich belobt wurde. Auch jetzt noch, nach Ertheilung der Verfassung, erscheint ein Bürgerkatechismus für die Schule, der freilich anders lauten müßte, als jener hippelsche, nicht überflüssig, sondern ganz den Bedürfnissen des gegenwärtigen Geschlechts angemessen, das sich erst noch völlig in neue Staatsformen einleben soll, wie das damalige in die von Stein und Hardenberg hervorgerufenen Reformen.

In Berlin legte Hippel durch mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch den Grund zu jenem Freundschaftsbündniß mit Gneisenau und Scharnhorst, das später durch seine Theilnahme an der Landwehrordnung sich zu schöner Wirksamkeit entfaltete. Zugleich erneuerte er hier seine freundschaftlichen Beziehungen zu Stägemann und erwarb sich in dem Kriegsrath Scharnweber einen neuen Freund. Eine von Legterem im Auftrag Hardenbergs an ihn gerichtete Anfrage, ob er geneigt sei, wieder in den Staatsdienst zu treten, beantwortete er zunächst ausweichend, doch ließ er sich später von dem Minister gewinnen, und am 10. December 1811 erfolgte seine Anstellung als vortragender Rath bei Hardenberg.

Seine Motive für die Annahme der Stelle waren nach einem Briefe an den Kammerherrn v. Rosenberg folgende: Es scheint ihm vor Allem „dringend nothwendig, in der Nähe des Staatskanzlers ein Gegengewicht von Ruhe zu befestigen gegen den stets brausenden, übersiedenden Scharnweber,“ „der sich in seiner Fieberhitze oft in den Mitteln guter Zwecke vergreift.“ Dann aber war Preußen unter den Staatsmännern in der Umgebung Hardenbergs ungenügend vertreten. „Keiner der hiesigen höhern Staatsbeamten kennt Preußen genug. Sack und v. Schuckmann sind mit Vorurtheilen dagegen und mit Vorurtheilen

für die Marken und Schlessien erfüllt. Stägemann, der Preußen kennt, ist zu indifferent, um seine Stimme geltend zu machen.“ „Mir gelingt es vielleicht, ohne von Provinzialvorurtheilen befallen zu sein, meiner Provinz die Billigkeit und alle die Rücksicht zu verschaffen, die ihre unglückliche Lage verdient.“

Hippel erhielt, nachdem ihm in der unmittelbaren Umgebung des Staatskanzlers Gelegenheit geworden, das Räderwerk der Staatsverwaltung genau kennen zu lernen, im Laufe des Jahres 1812 einen festbegrenzten Wirkungskreis. Hardenberg übertrug ihm nach und nach alle ständischen und einen großen Theil der Finanzangelegenheiten. Seiner Bearbeitung fielen ferner sämtliche Militärsachen, soweit sie vom Staatskanzler ressortirten, sowie die gewerbepolizeilichen Gegenstände und die Landescultursachen anheim. Was er in allen diesen Zweigen geleistet, wie er auf Kosten seiner Gesundheit und mit Hintanzetzung aller Rücksichten auf seine Familie und seine verwickelten Vermögensverhältnisse alle seine Kraft dem öffentlichen Dienst gewidmet, bezeugen noch jetzt die Acten des geheimen Staatsarchivs.

Dabei wurde ihm nicht immer die Freude, was er für recht hielt, durchzusetzen. Namentlich brachte ihm sein Sinn für äußerste Sparsamkeit und sein Bestreben, die reichen Hilfsmittel, die dem Staate aus dem bereits eingeleiteten Verkauf von Domänen und geistlichen Gütern zu Gebot standen, einer bessern Zeit aufzubewahren, oft in Conflict mit seinen Mitarbeitern und dem Staatskanzler selbst, und bald wurde ihm der Schmerz, mit Scharnweber, den er von jenen am höchsten schätzte, wegen des sogenannten Gensdarmrie-Edicts vom 30. Juli 1812 unveröhnlich zu zerfallen.

Der Schluß des Jahres 1812 brachte eine neue Entwicklung der preussischen Politik im Großen, und Hippel, schon damals zu den vertrauteren Rathgebern Hardenbergs gehörend, hatte an derselben einen nicht unwesentlichen Antheil. Als Eingeweihter übersah er den Gang der Ereignisse in Rußland, über die er durch geheime Agenten in Warschau, Plock und Thorn Berichte empfing, von denen zunächst die über den Umschwung der Stimmung unter den Polen und deren Sehnsucht, preussische Verwaltung und Gerechtigkeitspflege wiederkehren zu sehen, dann die über die Vernichtung der großen Armee von hoher Wichtigkeit waren. Sein intimes Verhältniß zu der militärischen Umgebung des Königs, seine Kenntniß der militärischen Verhältnisse, vor Allem aber seine patriotische Ungeduld, das Joch der Fremdherrschaft zerbrochen zu sehen, veranlaßten ihn, als in seiner Umgebung Vorschläge zu einem Angriff auf Napoleon laut wurden, seinerseits mit einem Plan hervorzutreten, den er bald nach Neujahr 1813 dem Staatskanzler unbemerkt auf den Tisch legte. Hardenberg, der den Verfasser errathen, ließ Hippel am nächsten Tage zu sich rufen, umarmte ihn mit Thränen in den Augen und sagte ihm: „Alles, was Sie da verlangen, geschieht, und geschieht in diesem Geiste.“ Hippel dankte ihm laut. Jener

unterbrach ihn rasch und leise: „Am Gotteswillen, nicht so laut! Der Mann im Nebenzimmer darf am wenigsten wissen, was hier vorgeht.“ Der Mann im Nebenzimmer aber war der Fürst Hatzfeld, der seine Instruction zu holen gekommen war, um in Paris bei Napoleon Yorks Capitulation zu entschuldigen.

Mehr und mehr klärte sich die Situation. Großartige Rüstungen waren beschlossen, und es handelte sich um Beschaffung der vom Kriegsminister auf sechs Millionen Thaler veranschlagten Mittel dazu. Der Staatskanzler gedachte zu dem Zwecke zehn Millionen Tresorscheine mit Zwangscours auszugeben. Hippel widerrieth dies als „eine terroristische Maßregel“. Er war für einen freimüthigen Appell an die Opferwilligkeit aller Classen der Gesellschaft, namentlich für ein Darlehen aus dem Kaufmannsstande, dessen patriotische Hingebung ihm von seinen Verbindungen mit den ersten Häusern des berliner Geldmarkts her bekannt war. Ihm schien es zweckmäßiger, Notabeln einzuberufen und mit diesen die Beschaffung der Mittel zu vereinbaren, etwa erforderliche auswärtige Anleihen durch sie garantiren zu lassen und so eine feste Unterlage für die neuen Finanzoperationen zu gewinnen. Hardenberg ließ sich nicht überzeugen. Am 13. Januar erhielt das „Edict wegen Annahme der Tresorscheine“ die königliche Unterschrift, aber schon am 5. März mußte es zurückgenommen werden. Hippel konnte diese Zurücknahme mit Genugthuung in seinen Memoiren als sein Werk bezeichnen.

Inzwischen war die Uebersiedelung des Hofes nach Breslau erfolgt. Die alte Hauptstadt Schlesiens füllte sich mit Freiwilligen, dem Kern der preussischen Jugend- und Manneskraft, sie barg zugleich in Männern wie Scharnhorst und Gneisenau den belebenden Geist der vaterländischen Erhebung in ihren Mauern. Hippel war es gewesen, der Hardenberg veranlaßt, auf den von Scharnhorst entworfenen „Aufruf vom 3. Februar“ und die Verordnung vom 9. eine Declaration folgen zu lassen, welche auch Männern, die älter als 24 Jahre waren, als Freiwillige mitzukämpfen gestattete. Er war es ferner, der die Publication vom 22. Februar anregte, welche allen Staatsbürgern die Nationalcocarde zu tragen gestattete. Weniger schnell konnte Hippel die Zusätze zu dem Exemptionsgesetze, denen er in der Verordnung vom 22. Februar „Ueber das Ausweichen des Kriegsdienstes“ Ausdruck geliehen, zu Stande bringen. Denn einerseits bedurfte er hierzu der Mitwirkung des Justizministers, andererseits war eine Trübung der Begeisterung durch den Gedanken, daß Einzelne schwach und lässig sein könnten, hierbei unvermeidlich. Indes die eiserne Zeit forderte eiserne Mittel, und so durfte man keinen Anstand nehmen, auch mit Strafen zu drohen, ja selbst die Möglichkeit mußte ins Auge gefaßt werden, daß es im preussischen Volke Verräther an der Sache des Vaterlandes gebe, und so brachte Hippel die Verordnung wegen Bestrafung von Verbrechen gegen die Sicherheit der Armee zunächst in Vorschlag und dann für die Veröffentlichung zu Papier.

Die unausgefügte Theilnahme Hippels an Allem, was sich auf die Neubildung des Heeres bezog, hatte ihn, wie angedeutet, in sehr nahe freundschaftliche Beziehungen zu Gneisenau und Scharnhorst gebracht. Er war in seiner Vertrauensstellung zum Staatskanzler das verbindende Mittelglied zwischen diesem und jenen Organisatoren der Armee. Wie Hardenberg ihn in die Geheimnisse der auswärtigen Politik einweihete, so setzte ihn Scharnhorst in Kenntniß von allen Vorbereitungen zum Kampfe. Hippel kannte dessen Entwürfe zur Einrichtung der Landwehr, und zwar schon bevor sie zu einem Ganzen geordnet waren. Nachdem die Details unter Scharnhorsts Leitung durch den Staatsrath Krause zusammengestellt worden, gelangten sie in der ersten Woche des Februar durch Scharnhorst „zur letzten Feile und Redaction“ nochmals in Hippels Hände, und am 15. März schon wurde die Arbeit dem König zur Sanction vorgelegt.

Noch aber war Hippel die glänzendste und wichtigste That seines Lebens vorbehalten. Wir sahen, wie er in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung eine Energie entwickelte, die fortwährend sich steigerte und ihn den hervorragendsten Geistern des damaligen Preußen würdig an die Seite stellte. Es wurde angedeutet, daß er selbst in rein militärischen Angelegenheiten mit Klarheit, Bestimmtheit und seltener Geistesstärke wiederholt den richtigen Weg finden half. Wir haben endlich darauf hingewiesen, daß er auch in den Fragen der auswärtigen Politik manchen Fingerzeig gab, dessen Befolgung der guten Sache von Nutzen war. Es bleibt jetzt nur noch zu erwähnen, daß er den „Ausruf an mein Volk“ erdacht, entworfen und verfaßt hat.

Die Aufforderung vom 3. Februar hatte einen mächtigen Umschwung aller Verhältnisse herbeigeführt. Jeder wußte, wem die Rüstungen Preußens galten. Gleichwohl war der König noch nicht zum offenen Bruch entschlossen. Napoleon sollte „sich selbst erst ins Unrecht setzen“. Hardenberg suchte deshalb durch die feinsten diplomatischen Künste zu temporisiren, fand aber in diesen an Napoleon einen ebenbürtigen Gegner. Endlich gelangte der König zur Einsicht, daß ein Entschluß gefaßt werden mußte, die Allianz mit Rußland kam am 28. Febr. zu Breslau zu Stande. Noch aber war man zweifelhaft, in welcher Weise an Frankreich der Krieg zu erklären sei. Ancillon erhielt den Auftrag, ein Kriegsmanifest zu entwerfen, und er lieferte ein solches, welches, wie Hippel sagt, „ein Muster vortrefflicher Kanzelberedsamkeit und gründlich ausgearbeitet war“, aber trotzdem wenig Beifall fand.

Um die Mitte des März nämlich fanden fast täglich Abends zwischen sieben und neun Uhr in Breslau beim Staatskanzler vertraute Berathungen statt, an denen dieser selbst, Scharnhorst, Gneisenau, Thile der Erste und außerdem die Staatsräthe Jordan und Hippel theilnahmen, und welche der eigentliche Herd der Bewegung waren. In einer derselben — vermuthlich am 14. März —

kam das ancillonische Manifest zur Sprache. Es erfuhr von verschiedenen Seiten Widerspruch, keine Stimme wollte sich erheben, um dem zwar würdevoll gehaltenen, aber zu gründlich und zu wenig volksthümlich abgefaßten Aufsatz Beifall zu spenden. Man war in Verlegenheit, da man dem berühmten Verfasser sein Manuscript nicht gern zurückgeben wollte, es nicht sofort durch eine andere Arbeit ersetzen konnte und andererseits doch willens war, ohne Verzug mit einem Preußens Lage und seiner Kraftentwicklung entsprechenden Geisteswerke vorzugehen.

Da machte Hippel den Vorschlag, „daß Preußen nach allen der Welt bekannten Vorgängen sich in so augenscheinlichem Rechte befinde, daß eine öffentliche Anrede an das Volk genügen werde und die besten Wirkungen haben müsse.“

Gneisenau war der Erste, welcher diesen Gedanken adoptirte. Er vertrat ihn so warm, daß endlich auch die Uebrigen zustimmten. Hippel erhielt, nachdem sich auch der König einverstanden erklärt, Auftrag von Hardenberg, den Aufruf zu entwerfen, und schon am nächsten Tage unterbreitete er dem Staatskanzler folgenden, wörtlich nach dem Manuscripte in unsrer Schrift wiedergegebenen Entwurf:

„Für mein treues Volk und für Deutsche bedarf es keiner Rechenschaft über die Ursachen des gegenwärtigen Krieges. Sie liegen klar vor den Augen des unverblendeten Europa.“

Vor beinahe sieben Jahren erlagen wir unter der Uebermacht von Frankreich. Der Frieden, der die Hälfte meiner Unterthanen von mir riß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als der Krieg selbst. Das Mark des Landes ward ausgezogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt und fiel, sowie alle Anstrengungen unseres früheren sonst gerühmten Kunstfleißes der Städte, der Verarmung zum Raube.

Durch die gewissenhafteste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen oder wiederzugeben. Allein Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine treuen Absichten, und wir sahen zu deutlich, daß seine Verträge mehr noch wie seine Kriege nur dahin gerichtet waren, uns langsam, aber desto gewisser zu verderben.

Der Augenblick ist gekommen, der alle Täuschung über unsern Zustand aufhebt. Brandenburger, Preußen, Lithauer, Pommern, Schlesier! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit des großen Kurfürsten, des großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die

unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft.

Für gleiche Güter sind kleinere Völker in den Kampf gezogen gegen mächtigere Feinde und haben den Sieg und Freiheit davon getragen. Gedenkt des Kampfes der Schweizer und heldenmüthigen Niederländer, der Spanier und Russen. Selbst unsere Feinde haben uns gelehrt, was zu thun ist, als man ihre Freiheit bedrohte.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand erprobter Bundesgenossen wird unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Welche Opfer auch vom Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, dem wir entgegengehn, und keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehn, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuze und der Deutsche nicht zu leben vermag.

Allein, wir dürfen mit Zuversicht vertrauen; Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.“ —

Dieser Entwurf erhielt durch den Staatskanzler an demselben Tage, an welchem er vorgelegt worden war, einzelne geringe stilistische Abänderungen, und statt des fünften Absatzes, beginnend mit den Worten:

„Für gleiche Güter zc.“

nachstehende Fassungsänderung, ebenfalls von des Staatskanzlers eigenhändiger Handschrift:

„Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.“

Zu dem siebenten Absatz machte der Staatskanzler den ferneren schönen Zusatz zu den Worten: der letzte entscheidende Kampf

„für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand.“

Hierauf wurde das Concept durch den Hofrath Barbe ins Reine geschrieben und dem Staatskanzler noch einmal vorgelegt, der nochmals zwei Zusätze vornahm.

Zu dem zweiten Absatze fügte er zu den Worten: „Kunstfleiß unserer Städte“ den Satz hinzu:

„Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft.“

In dem siebenten Absatze erläuterte er die von allen Ständen zu fordernden Opfer mit dem Zusatz:

„Ihr werdet sie lieber geben für das Vaterland, für euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind.“

Das Datum des 17. März 1813 wurde hinzugefügt, und dann ging die Reinschrift an den König zur Unterzeichnung ab. Derselbe gab dem Aufruf die Ueberschrift: „An mein Volk“, änderte den Satz, nach welchem Napoleon durch ihn hätte überzeugt werden sollen, daß es sein Vortheil, „Preußen seine Unabhängigkeit wiederzugeben“, dahin ab, daß es nur hieß, „Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen“, setzte in Alinea 3 statt „Erinnert euch an die Vorzeit des großen Kurfürsten, des großen Friedrich“ die Worte „Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich,“ und so ging der Aufruf in die Welt. Die allgemeine Begeisterung, die er hervorrief, war der schönste Lohn des Verfassers.

Hippel erbat sich vom König die Erlaubniß, persönlich an dem Kampfe theilzunehmen und sich zur ostpreussischen Landwehr zu begeben. Er erhielt dieselbe. Seine Freunde aber, vorzüglich der Staatskanzler, dem er unentbehrlich geworden, suchten ihn von dem Gedanken abzubringen, und nach langem Widerstreben sah er endlich vom Eintritt in das Heer ab. Noch einmal indeß, und zwar Mitte Mai in Dresden, wiederholte er sein Gesuch beim König, bekam aber die Antwort: „Wer soll denn die Geschäfte besorgen, wenn Alles Soldat sein will? Beamte können in ihrer Stellung ebenso unentbehrlich sein, wie der Soldat in der seinigen,“ und stand nun von allen weiteren Versuchen in dieser Richtung ab.

Kurz zuvor war es ihm vergönnt gewesen, noch einmal einen schönen Gedanken, den er lange schon gehegt, den aber erst die Schlacht bei Groß-Görschen zur Reife gebracht, zur That werden zu sehen. Der König hatte das eiserne Kreuz gestiftet, und dies hatte in Hippel die Idee wachgerufen, auch für die ein bleibendes Denkmal zu schaffen, die für das Vaterland gefallen waren und so diesen kriegerischen Schmuck nicht gewinnen konnten. Auf seine Veranlassung und von ihm entworfen erschien jene königliche Verordnung vom 5. Mai 1813, welche die in dem Befreiungskriege gefallenen Helden durch Aufstellung von Tafeln mit ihren Namen in den Kirchen ihrer Wohnorte zu ehren befahl.

Hippel folgte während des Krieges dem Staatskanzler zuerst nach Dresden, wo er eine Zusammenkunft mit seinem Jugendfreunde Hoffmann hatte, dann nach Schlessen. Am 14. oder 15. Mai erhielt er den Auftrag, mit einer Uebersicht aller österreichischen Streitkräfte und ihrer künftigen Aufstellung sich zu Blücher und Gneisenau zu begeben, ihnen die Zusicherung des nahen Beitritts Oestreichs zur Allianz zwischen Preußen und Rußland zu überbringen und sich über die Stimmung der Truppen Gewißheit zu verschaffen, denen eine neue Schlacht zugemuthet werden sollte, um Oestreich zu zeigen, daß Preußen noch nicht überwunden sei. Gneisenau und Clausewitz waren für eine solche Schlacht, das russische Hauptquartier stimmte bei, und so folgten die Kämpfe bei Bautzen und Wurschen, denen Hippel als Augenzeuge und Bericht-erstatte beiwohnte. Auf dem Rückzuge schrieb er in Berthelsdorf bei Lauban eine Ergänzung zu den Verordnungen über Landwehr und Landsturm. Während des darauffolgenden Waffenstillstandes war er angestrengt thätig. Es war die Ausrüstung der Truppen, vorzüglich der Landwehr, zu vollenden, die dazu nöthigen englischen Subsidien waren in Fluß zu bringen, die Vereinigung mit Oestreich mußte gefördert werden. Man hatte auf zahlreiche Schreiben von Behörden um Auskunft und Hülfe Antwort zu ertheilen, um nirgends Entmuthigung Platz greifen zu lassen. Man mußte endlich die Thatendurstigen beschwichtigen, welche Aufhebung der Waffenruhe forderten.

Besonders bezeichnend für die Denkart Hippels ist von seinen hierher bezüglichen Arbeiten ein Aufsatz vom 6. Juni, in welchem er sich gegen eine sonst nicht bekannte Auseinandersetzung Scharnwebers erklärte. Derselbe wurde dem Staatskanzler übergeben und beweist deutlich, wie unterrichtet der Verfasser war, und wie klar er über die Mittel damaliger Kriegführung dachte. Mit großer Sachkenntniß setzt er die finanzielle Seite des Gegenstandes auseinander. Sehr richtig sagt er, „der Krieg kann nur glücklich enden als ein Volkskrieg, wie ihn die Niederländer, die Schweizer, die Tiroler und die Griechen führten; als Krieg gewöhnlicher Art kann er uns nur völlig verderben.“ Und mit goldenen, noch heute für ähnliche Verhältnisse giltigen (in ihrem Schlußsage für alle Verhältnisse und ganz besonders den heutigen Machthabern in Berlin gegenüber giltigen. D. Red.) Worten bemerkt er, nachdem er sich gegen eine lange Dauer des Waffenstillstandes als eine verderbliche ausgesprochen: „Nur zwei Dinge gibt es, Geld zu schaffen, die Truppen zu ernähren, zu bekleiden und zu ergänzen. Sie bestehen darin: daß man es möglich macht, die Nation über die jetzige Lage der Dinge zu belehren und zu beruhigen, ihr volles Vertrauen wieder einzulösen. Mit der Nation ist Alles möglich, ohne sie nichts.“

Fernere Beispiele für die Thätigkeit Hippels nach allen diesen Seiten hin sind die Briefe, welche unsere Schrift aus dieser Periode mittheilt, und von

denen wir einen von Blücher als besonders charakteristisch herausheben. In der ersten Hälfte des Juli hatte dieser ein auf seine Güter bezügliches Gesuch an den Staatskanzler aufgesetzt, dessen Inhalt wir nicht kennen, welches er aber ein billiges nennt. Dieses Gesuch sendete er an Hippel mit der Bitte es zu übergeben und zu unterstützen, und äußerte dabei zugleich seine Meinung über die Lage der Dinge in dieser Zeit. Sein Brief lautet:

„Mein theuerster und werthgeschätzter Freund.

In der Einlage erhalten sie ein Briff, den ich sie angelegentlich bitte unserm gönner gleich zu übergeben, unterstützen sie mein gesuch sie werden es billig finden, bring ich die Sache vor ablauff des Waffenstillstands nicht zu stand, so kan ich mich um die gütter nicht weiter bekümmern, den denken sie nuhr, wen ich todtgeschossen werd oder den beschwerden unterliege, wie der menschenfeundliche H. W. da meine Frau und Kinder hand haben, wahr hasstig ich bin uf diesen dicken Kardell so uffgebracht, daß ich ihm zum Schanzkorb nach Schweidnitz Schicke mögte.

... sagen sie dem Stakkanzler um gottes willen keinen Frieden, kan es dahin gebracht werden, daß unsre Truppen Führ sich, u so auch die Russen vor sich agirten, so wolte ich wohl mit mein Kobff vor den guhten ervollg bürgen, aber in gemeinschaft geht es nicht guht, unsre alliirte verlangen zu vihl von uns wihr haben daß mögliche geleistet, aber die Russische Garde u so auch ihre schwehre Cavallerie werden wie im pußkasten uff bewahrt, wähd die unsrige sich uff opffern, nun ist den leider unser guhter Scharnhorst auch todt glauben sie mich eine verlohrene Schlacht wehre kein größerer Verlust führ uns gewesen, nu ist Gneisenau noch da geht der auch ab, so vollge ich lebendig oder todt, den mit H. v. Knesebek treff ich in meinung nicht über ein, noch weniger mit H. v. Krusemark. Der letzte hatt zu vihl Pariser lust in gesogen, Schreiben sie mich doch, waß bei ihnen da vor geht. Empfehlen sie mich den braven Jordan, um gotteswillen machen se, daß ich in 14 tag mit mein angelegenheit zu stand bin, in 3 wochen wird es doch hoffe ich wider donner u blißen, leben sie wohl u vergessen nicht Ihren Frd. Blücher.“

Der hier erwähnte Tod Scharnhorsts gab Hippel Gelegenheit, seiner hohen Verehrung vor dieser Heldennatur Ausdruck zu geben und vermöge seines Einflusses auf Hardenberg eine von diesem beabsichtigte unpassende Censur und Correctur der von Scharnhorsts Freunden eingesandten Todesanzeige zu verhüten. Unmittelbar nach dem Ableben des Generals zu Prag hatten Gneisenau und Scharnhorst einen classisch geschriebenen Nachruf in das hardenbergsche Cabinet gelangen lassen mit der Bitte, denselben im amtlichen Theile der berliner und breslauer Zeitungen zu veröffentlichen und dasselbe mit dem zu gleicher Zeit eingeschickten Nekrolog zu thun. Im Cabinet des Staatskanzlers

ist die Frau v. Bequelin da, der meine Verehrung.

hatten einige Ausdrücke des erstern Schriftstücks Bedenken erregt. Einmal sollte das Wort „stetig“, mit dem Scharnhorsts „rastloses und planvolles“ Wirken noch ferner bezeichnend gerühmt war, und welches man für undeutsch ansehen wollte, durch den Begriff „anhaltend“ ersetzt werden, und fernerhin wünschte man dringend, daß in dem Satze, der eine nicht ausreichende Anerkennung der Verdienste Scharnhorsts andeutete, eine Aenderung vorgenommen würde. Es wurde hervorgehoben, daß die betreffende Stelle dunkel sei, und vorgeschlagen, auszusprechen, daß die Verdienste Scharnhorsts allgemein anerkannt seien. In diesem Sinne schrieb man im Auftrage des Staatskanzlers an Gneisenau. Dieser hielt in seiner von Patschkau in Schlesien, 4. Juli, datirten Antwort mit Entschiedenheit an der ursprünglichen Fassung fest. Hoppel sprach sich, von Hardenberg über die Sache befragt, energisch für Gneisenau aus, und so erschienen Nachruf und Nekrolog am 13. und 15. Juli in den berliner Blättern unverändert, jener wie folgt:

„Am 28. Juni starb zu Prag an den Folgen seiner in der Schlacht bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde der königlich preußische General-Lieutenant von Scharnhorst.

Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziel, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Ansichten, die Freiheit von Vorurtheilen des Herkommens, die stolze Gleichgiltigkeit gegen äußere Auszeichnungen, der Muth, in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichsten Mitteln durch bloße Stärke des Geistes den größten Zwecken nachzustreben, jugendlicher Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Muth und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste Kenntniß des Kriegswesens machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland stolz sein durfte.

Billig und gerecht im Urtheil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen mit Anderen, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweise, war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren.

Was er dem Staate gewesen ist, und dem Volke, und der ganzen deutschen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen, aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon gleichgiltig bliebe bei dem traurigen Todesfalle.

Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahe standen, ihn verehrt und geliebt haben.“

Die Wiedereröffnung des Feldzugs gab Hoppels Leben einen bewegteren Charakter. Am 13. August 1813 reiste er in der Begleitung des Staatskanzlers von Gnadenfrei ab nach Prag, wo er unter Andern auch Genz kennen lernte,

dann nach Teplitz, wo man den Sieg an der Ratzbach und die Niederlage bei Dresden erfuhr. Später besuchte er, drei Tage nach der Schlacht, die Wahlstatt von Leipzig. Am 27. October traf er mit Hardenberg in Weimar ein, wo er einen interessanten Abend bei Goethe zubrachte, welcher sich damals — in chinesische Poesie versenkt hatte. Am 14. November gelangte er nach Frankfurt, von wo er über Darmstadt, Heidelberg, Freiburg nach Basel ging, um sich von hier nach Langres zu begeben, wohin Schwarzenberg das Hauptquartier der böhmischen Armee verlegt hatte, die in ihrer processionsartigen Langsamkeit zum Marsch von Basel bis dahin — ein Weg von 24 Meilen — einen vollen Monat gebraucht. Am 13. April 1814 endlich ritt er mit Heun in Paris ein, wo Hardenberg bereits am 8. eingetroffen war.

Hippel fühlte sich in der pariser Luft nicht wohl. Die Diplomaten waren ihm zuwider. Das Vaterland war befreit, er hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen. Auch sah er sich oft Männer vorgezogen, denen er sich überlegen glaubte, und überdies hatte er wahrgenommen, daß Hardenberg schon seit dem Waffenstillstand kälter gegen ihn geworden. Er ersuchte daher den Staatskanzler, ihm die Stelle eines Präsidenten an der westpreussischen Regierung in Marienwerder zu überweisen. Der König bewilligte den dahin gerichteten Antrag insofern, als er ihm unter Bezeigung seiner vorzüglichen Zufriedenheit den Posten eines Vicepräsidenten mit dem Gehalt und der Anwartschaft auf den eines Chespräsidenten verlieh, und Hippel reiste, nachdem er dem Staatskanzler vorher noch einige Aufsätze über Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse und über die General-Commissionen, sowie über das erwähnte Gensdamerie-Edict vom 30. Juli 1812 und über die wichtigsten preussischen Verfassungsfragen übergeben hatte, zunächst zur Erholung in die Schweiz, dann in die Heimath.

Die Denkschrift über die Verfassung ist ziemlich allgemein gehalten, enthält aber folgenden charakteristischen Satz: „Dürfen wir eine Constitution erwarten und nach welchen Grundsätzen? — Ohne mir ein Urtheil darüber anzumassen, bitte ich Ew. Excellenz nur inständig, für den Fall, daß Sie die gesetzgebende Gewalt nicht in die Hände der Repräsentanten geben, nicht Pressfreiheit, nicht ein Gesetz über persönliche Freiheit gleich der Habeas-Corpus-Acte, nicht Verantwortlichkeit der Minister proclamiren, sondern der Repräsentation nur eine consultative Stimme geben wollen, dafür zu sorgen, daß nicht eine andere auf solche Grundsätze gebaute, der englischen ähnliche Constitution in irgend einem deutschen Staate eingeführt werde.“

Die Frage, ob die Landesvertretung bloß consultative oder legislative Befugniß haben sollte, ist in der Denkschrift offen gelassen, während Hippel, wie wir sahen, im Jahre 1809 eine legislative Repräsentation empfohlen hatte. Auch lehnt er sich jetzt nicht mehr wie damals an die französische, sondern an die englische

Constitution an, die er noch am Spätabend seines Lebens für „die einzig vernünftige Verfassung“ erklärte. Von einer bloß papiernen Verfassung hielt er nichts, wesentlich war ihm die organische Einheit zwischen König und Volk, der zu verschiedenen Zeiten ein der Zeit- und Volksbildung entsprechender gesetzlicher Ausdruck gegeben werden müsse, und besonders wichtig schien ihm, daß Preußen seinen Beruf erkenne, daß es, wie er sich in einer späteren amtlichen Zuschrift an Hardenberg ausdrückt, „nicht im Paradeschritt gehe, wo überall der Geschwindschritt gehalten werde“ und daß es sich in Deutschland nicht überholen lasse.

In Marienwerder, wo er nach wenigen Monaten zum Chespräsidenten aufrückte, wirkte er mit Eifer und Umsicht für Ausgleichung der von der Provinz erlittenen Kriegsschäden. Im Sommer 1821 ging er als Mitglied der Commission, die über Vereinfachung des Geschäftsgangs und Verminderung der Beamtenzahl berathen sollte, und zu der von Hardenberg noch v. Vincke,

Baumann und Delius berufen waren, nach Berlin, wo er bis zum April des nächsten Jahres blieb und mehre Denkschriften ausarbeitete, von denen vorzüglich die vom 27. Juni und die vom 15. December 1821 Bedeutung haben. Jene dringt nach einer trefflichen Kritik der preußischen Verwaltung von Friedrich dem Großen an hauptsächlich auf Beseitigung der Vielschreiberei, des Bureauespotismus und der übermäßigen Controlirungsfucht und enthält zum Schluß einen wohlangelegten Verwaltungsplan, nach welchem an der Spitze des Ganzen der Staatskanzler, vier Fachminister (Krieg, Justiz, Auswärtiges, Finanzen) und fünf Provinzialminister mit gleicher Stimme wie die Fachminister stehen, die Oberpräsidien aber abgeschafft werden sollen. Diese widerlegt die Ansicht eines der Commissionsmitglieder, daß den Mängeln der preußischen Verwaltung durch Einsetzung von Provinzialministern abzuhelfen sei, zeigt, daß neben diesen Fachminister unbedingt nothwendig seien, und betont, daß der öffentlichen Meinung, sei es durch Provinzial-, sei es durch Reichsstände, eine Stimme eingeräumt werden müsse, falls den Behörden das Vertrauen des Volkes zugewendet und erhalten werden solle.

Nach Marienwerder zurückgekehrt, wurde Hippel 1823 als Chespräsident nach Oppeln versetzt, eine Wendung seines Lebens, die für den Ruin seiner Güter vollends entscheidend wurde. In seiner neuen Stellung nahm er sich besonders der Hebung des Schulwesens mit Eifer an und wirkte namentlich im Sinne Loriners für Einführung des Turnens in den höhern Unterrichtsanstalten. Daneben beschäftigte er sich viel mit Literatur, versammelte Gelehrte und Freunde der Wissenschaft um sich und machte sich an eine Gesamtausgabe der Werke seines Oheims, die er indeß, durch Krankheit gestört, nicht zu vollenden vermochte. 1837 beehrte und erhielt er seiner geschwächten Gesundheit halber den Abschied, worauf er zunächst nach Berlin, dann nach Brom-

berg zog, wo einer seiner Schwiegeröhne, der jetzige Oberpräsident von Schlesien v. Schleinitz lebte, und wo er bis zum Ende seiner Tage verblieb.

Mit lebhafter Theilnahme begleitete er hier alle Geschicke des Landes, mit Schmerz jeden Rückschritt, mit freudiger Erregung jede Entwicklung guter Maßregeln. Wiederholt verfaßte er Denkschriften und Sendschreiben an einzelne hochgestellte Beamte, so eine über die damaligen kirchlichen Wirren und eine andere für Emancipation der Juden, doch hatte er sich über geringen Erfolg zu beklagen, ja er vermuthet sogar, daß sie nicht gelesen wurden, weil sie das Maß von zwei Bogen überstiegen.

Im Jahre 1840 veröffentlichte er ein „Sendschreiben über einige Mängel der preußischen Schulverwaltung an den Nachfolger des Staatsministers v. Altenstein“, eine Schrift, in welcher er seine auf vielfältige Erfahrungen und Studien gegründeten Ansichten über Entwicklung und Ziel des Elementarunterrichts niedergelegt, aber auch viele Fragen des höhern Schulwesens eingehend besprochen hatte. Im nächsten Jahre erschienen von ihm „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms des Dritten“. 1842 ließ er „Gelegenheitsworte in verschiedenen Freimaurerlogen gesprochen“ drucken.

Die letzten Monate seines Lebens waren vielfach getrübt. Im December 1842 starb ihm seine Frau, kurze Zeit darauf erhielt er von seiner Tochter Francisca in Fulda die Nachricht vom Tode ihres Mannes, den er außer ordentlich geschätzt und geliebt. Dabei war er verarmt und fränklich. Indes richtete er sich von allen Schicksalsfällen immer wieder auf. Rastlos arbeitsam lernte, studirte und producirte er bis zu seinen letzten Tagen. Am 10. Juni 1843 war er bei seinem Schwiegersohn v. Schleinitz zum Mittagessen. Rüstig und lebhaft leitete er noch die Unterhaltung über Tische, dann aber setzte er sich, unwohl geworden, auf ein Sopha, stützte das Haupt in die Hand und entschlummerte, um nicht wieder aufzuwachen. Seine Verdienste um das Vaterland waren zahlreich. Den Lohn dafür trug er in sich.